



TITUS MÜLLER

Vom  
**GLÜCK**  
ZU LEBEN

Das kleine Buch für Lebenskünstler

TITUS MÜLLER



Vom  
**GLÜCK**  
**ZU LEBEN**

Das kleine Buch für Lebenskünstler



**Titus Müller**, Jahrgang 1977, geboren in Leipzig. Studierte in Berlin Literatur, Mittelalterliche Geschichte, Publizistik und Kommunikationswissenschaften. Mit 21 Jahren gründete er die Literaturzeitschrift *Federwelt*.

Titus Müller lebt mit seiner Familie in Landshut, ist Mitglied des *PEN-Clubs* und wurde für seine Romane u. a. mit dem *C. S. Lewis-Preis* und dem *Sir-Walter-Scott-Preis* ausgezeichnet. Im Herbst 2016 erhielt er den *Homer-Preis*.

Die beiden Titus-Müller-Bücher „*Vom Glück zu leben*“ und „*Das kleine Buch für Lebenskünstler*“ sind vom Autor für diese Neu-Gesamt-Ausgabe (7. Auflage) mit Liebe zum Detail überarbeitet worden – 82 Geschichten zum Staunen und Glück-Entdecken.

# INHALT

Zu diesem Buch  
Heimlich verbündet  
Kleine bunte Zettel  
Kopfrechnen und Schuhe zubinden  
Der Flügelschlag einer Mücke  
Gedichte, Mühlen und verlassene Bahnwärterhäuser  
Was Robinson Crusoe glücklich machte  
Die zauberhafte Schönheit des Morgens  
Dem Einerlei entkommen  
Zeitreise  
Mahnungen am Kühlschrank  
Du hast Zeit  
Vom Glück zu leben  
Raumstationen und Freizeitparks  
Vom Fernweh schrei einer Lokomotive  
Besser eine Hand voll mit Ruhe  
Glasmurmeln  
Manchmal genügt ein Bahnhofsdach  
Geschlossene Augen  
Warum hat der Mann einen Hut auf?  
Minuten trinken  
Ein Kompliment an die Nase  
Der Käfig ist offen  
Der Rat der Sonnenuhr

Freiheit  
Zeitpuffer  
Freiwillig Französisch  
Mit zusammengekniffenen Augen in die Sonne schauen  
Durch die Stadt laufen  
Die Faszination des Lebens  
Respektlose Biber  
Vom Schlafen und Träumen  
Ein König, ein Löwe und ein Kind  
Dringendes und Wichtiges  
Klettern nur bis zwölf Jahre?  
Tun Sie mal wieder etwas Sinnloses!  
Die Zeit vergessen  
Warum uns 4 x 7 gefällt  
Wir und der Rest der Welt  
Bin ich liebenswert?  
Alte Briefe und ein Fußbad  
Freude an neuen Ideen  
Eine zerrissene Jacke gibt Freiheit  
Positive Vorurteile  
Der Duft von Sonnencreme  
Der „Ich-koste-alles-pur“-Tag  
Unerfüllte Wünsche  
Wolkentage  
Ein Leben, das Danke sagt  
Regen in London  
Banksy verblüfft die Welt  
Herr S.  
Privilegien  
Manager  
Quakenbrück und Goldene Klinke  
Gut von sich denken

Jubeljahre  
Mit anderen lächeln  
Gott spielt im Dunkeln Gitarre für mich  
Ein Nest mitten im Weltraum  
Warnungen im Kopf  
Wie Gott uns berührt  
Wir dürfen nicht blind werden  
Alte Leute mit Humor  
Adventskalender  
Mann, Frau, Leistung  
Mein außerirdischer Freund  
Gras, Luft, Licht  
„Schuhe kaputt?“  
Charlie Chaplin  
Hören wir noch zu?  
Heute lebe ich!  
Mehr wäre möglich  
Barfuß im Schnee  
Picknick im Reichstag  
Das Bild im Kopf  
Auf den zweiten Blick  
Theaterprobe  
Ein funkelnagelneues Fahrrad  
Verspielt durch den Alltag  
Die Wunde  
Wir sind alle mal Tölpel  
Keine Angelhaken schlucken

## ZU DIESEM BUCH

Wer legt sich heute noch auf eine Wiese und schaut den Wolken nach? Wer kennt noch Dämmerstündchen mit gegenseitigem Geschichtenerzählen? Wir rattern durch den Tag wie kleine Aufziehpuppen, ständig überdreht. Abzuschalten fällt uns schwer.

Mir jedenfalls ging es so, und deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. Ich wollte herausfinden, wie man die kleinen Wunder des Lebens wieder aufspürt.

*Titus Müller*



## HEIMLICH VERBÜNDET

Ich lächele einen Fremden an und das Lächeln wird erwidert. Augenblicklich fühle ich mich mit der ganzen Welt verbunden. Die Fugen sind gekittet, die Sorgen gegenstandslos. Das Lächeln ist ein Geschenk, das ich den ganzen Tag mit mir herumtrage. Es leuchtet, es funkelt. Andere können es von meinem Gesicht ablesen, dass ich mit einem fremden Menschen ein Lächeln ausgetauscht habe.

Bei einem freundlichen Blickwechsel mit Fremden hängen wir nicht von Konventionen ab oder von Verwandtschaft. Wir denken nicht an berufliches Vorankommen und daran, dass später mit gleicher Münze erstattet werden wird. Wir schenken und werden beschenkt, *einfach so*. Es ist selten geworden, das Gute, das man *einfach so* erlebt und weitergibt.

Auf meinem Schulweg grüßte ich jeden Morgen einen Mann, ohne ihn zu kennen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns damit anfing, in jedem Fall war es bald eine Gewohnheit, ein guter Brauch. Wohin er ging, habe ich nie erfahren. Unsere Wege kreuzten sich zur immer gleichen Uhrzeit am immer gleichen Ort. Wir haben kein Wort gewechselt, nur gelächelt haben wir, weil dieses Zusammentreffen ein Geheimnis war, das wir teilten: Das kurze Heben der Hände machte uns zu Vertrauten. Bald freute ich mich darauf und hielt ich nach ihm Ausschau, wenn ich in die Nähe unseres Treffpunktes kam. Was wird

er über mich gedacht haben, das Schulkind, das ihn jeden Morgen anlächelte? Ich erinnere mich an seinen roten Bart, die vom Wind zerzausten Haare, den Großvaterblick. Morgen für Morgen gaben wir uns ein Signal: Du bist ein Mensch. Schön, dich wiederzusehen.

Wenn ich heute mit wildfremden Leuten einen freundlichen Blick austausche, erinnert es mich an damals. Der Mann am Postschalter, die unbekannte Frau am Bahnhof, die es stört, dass der Zug Verspätung hat, der Glatzköpfige, der mir auf dem Gehweg entgegenkommt. Unsere Zivilisation lehrt uns, anderen Menschen emotionslos und mit nur kurzem, geschäftsmäßigem Gruß – wenn nicht gleich ganz ohne Gruß – zu begegnen. Der Freudensprung, den mein Herz macht, wenn ich menschliche Wärme mit Unbekannten austauschen darf, lässt mich glauben, dass es anders besser wäre.

Es gibt eine Art von Lächeln, die entwaffnet, entwirrt, Freude macht und daran erinnert, dass wir alle Geschöpfe des Großen Künstlers sind. Nicht Rivalen, die um ein paar Euro kämpfen oder um die Aufmerksamkeit unserer Mitmenschen, sondern Gefährten, die sich an ähnlichen Dingen erfreuen.

Vor einem Bewerbungsgespräch hört man von seinen Freunden den Rat, man soll sich den Personalchef vorstellen, wie er gerade die Toilette aufsucht, damit einem klar wird, dass auch er ein gewöhnlicher Mensch ist. Ich stelle mir lieber etwas anderes vor. Im Seminar für mittelalterliche Geschichte bemerke ich einen Ring am Finger meines Professors. Er ist verheiratet?, denke ich. Womöglich hat er Kinder? Ich male mir aus, wie zwei kleine Jungen an seinen Beinen heraufspringen, wie er seiner Frau einen Begrüßungskuss gibt und das Jackett auf einen Stuhl wirft. Was denken sie von ihrem Vater, der so viel über das Mittelalter weiß? Ist seine Frau stolz auf ihn?

Vielleicht haben sie geheiratet, als er noch Student war, und nun ist er Professor.

Im Zug sehe ich jemanden weinen. Ich frage mich: Musste sie gerade Abschied nehmen von ihrem Freund? Oder für lange Zeit von zu Hause fortgehen? Wenn ein Kind quengelt, schiebe ich den Ärger beiseite und denke stattdessen darüber nach, wo Mutter und Kind wohl eingestiegen sind, wie lange sie schon fahren und wie sehr sich die Mutter auf die erlösende Ankunft freut. Sie hat vielleicht noch einen Apfel in der Tasche, der das Kind beschäftigen würde, hebt ihn aber für die letzte Stunde auf. Es ist ihr unangenehm, dass ihr Sprössling so laut ist, sie weiß, dass das Geschrei den anderen Reisenden auf die Nerven fällt. Ihre Körpersprache verrät, dass sie sich schämt. Ich lächle ihr zu, um zu sagen: Es ist alles in Ordnung. Sie Arme! Und schon sind wir heimlich verbündet. Wie ein Vertreter der anderen Reisenden sage ich ihr durch das Lächeln: Wir halten Sie nicht für eine schlechte Mutter und Ihr Kind nicht für eine verzogene Göre. Ist doch alles verständlich bei einer so langen Zugfahrt. Sie schlagen sich tapfer.

Ich gehe davon aus, dass die Leute in der U-Bahn und die Wartenden an der Supermarktkasse ähnliche Probleme haben wie ich. Jeder Mensch ist anders, aber Menschen sind wir alle. Wesen, denen ein Lächeln heilsame Medizin sein kann.

## KLEINE BUNTE ZETTEL

Wofür strampel ich mich vom Morgen bis zum Abend ab? Es ist lachhaft. Für kleine Zettel, vierzehn mal acht Zentimeter groß, in hässlichen Farben bedruckt. Kleine bunte Zettel, die ich in meinem Portemonnaie sammle, Papierfetzen, die ich nachzähle und der Bank zum Hüten gebe.

Natürlich, diese Papierfetzen kann man gegen eine Menge eintauschen: ein neues Auto, einen Flug dahin, wo es warm ist, einen Hamburger Royal TS bei McDonald's. Und es ist nichts einzuwenden gegen ein neues Auto, eine Reise oder einen Hamburger Royal TS. Gefährlich wird es, wenn wir uns von diesen bunten Zetteln niederdrücken lassen. An manchen Tagen wiegt uns ein solcher Zettel nur wenige Gramm. An anderen wiegt er etliche Kilogramm, mitunter sogar Tonnen. Wird das Portemonnaie gestohlen, vergießen wir mehr Tränen als über einen traurigen Brief. Kostet das Benzin einige Cent mehr, reden wir inbrünstiger und häufiger darüber als ein Frischverliebter von seiner neuen Verehrten. Die bunten Zettel kleben an uns wie Blutsauger. Sie verstopfen uns die Ohren, die Augen und den Mund.

Aber ich bin nicht wertvoll, weil ich viel oder wenig habe, sondern weil ich selbst - ob in Lumpen oder im Nadelstreifenanzug - ein kostbares Wesen bin. Ich wünsche mir ein Gefühl der Freiheit. Das Geld soll mich nicht beherrschen.

In der U-Bahn bettelt ein Mann. Meist gebe ich nichts, aber heute zücke ich einen Geldschein. Als ich ihm den Schein gebe, bleibt er stehen und starrt mich an. Fassungslosigkeit im Gesicht. „Das ist ein Wort“, sagt er, will weitergehen, bleibt dann noch einmal stehen und schaut. Es verwirrt ihn offensichtlich. Mir ist es peinlich. Dann, als ich aussteige und durch die Stadt laufe, fühle ich mich frei, als könnte ich fliegen.

John D. Rockefeller führte jahrzehntelang Buch über seine Ausgaben wie ein Schatzhüter. (Die 118 Dollar, die er für den Verlobungsring seiner zukünftigen Frau ausgab, verbuchte er in der Rubrik „Diverse Ausgaben“.) Ihm, dem damals reichsten Mann der Welt, fiel es schwer, Geschenke zu machen. Er schrieb einmal an einen Mitarbeiter: „Ich stecke in Schwierigkeiten, Mr Gates. Der Druck dieser Anfragen um Geschenke ist zu groß geworden, um ihn ertragen zu können. Ich bin so gebaut, dass ich unfähig bin, Geld wegzugeben, bis ich nicht genauestens festgestellt habe, ob der Zweck es wert ist. Diese Untersuchungen kosten mich inzwischen mehr Zeit und Kraft als Standard Oil selbst.“

Schließlich, mit 53 Jahren, war Rockefeller so krank, dass die Ärzte bezweifelten, dass er seinen 54. Geburtstag noch erleben würde. Er litt unter Nervenzusammenbrüchen, verlor alles Haar, selbst die Augenbrauen, und konnte weder richtig essen noch schlafen. Er entschied sich, anders mit seinem Geld umzugehen. Er gründete die Universität von Chicago, baute Kirchen, spendete an zahlreiche Organisationen. Er rief die Rockefeller-Stiftung ins Leben, der wir die Entdeckung des Penizillins verdanken. Bald ging es mit seiner Gesundheit bergauf. Rockefeller wurde 98 Jahre alt. Von seinem Reichtum, der auf dem Höhepunkt 900 Millionen Dollar umfasst hatte, gab er bis 1929 allein an

die Rockefeller-Stiftung 235 Millionen Dollar ab. Als er 1937 starb, besaß er nur noch 26.410.837 Dollar. Er hatte seine Lektion gelernt.

Ist mein Weg nicht kürzer als seiner?



## KOPFRECHNEN UND SCHUHE ZUBINDEN

Am Abend bin ich oft unzufrieden. Ich bin enttäuscht über mich selbst. Warum habe ich nicht mehr geschafft? Warum bin ich den Meinen so viel Liebe schuldig geblieben? Ich hätte für manches mehr Zeit haben müssen, anderes hätte ich kürzer abhandeln können. Der Tag kommt mir im Rückblick vergeudet vor, ich habe ihn nicht auskosten und nicht ergiebig genug genutzt.

Dann hilft mir der alte Wanderertrick: Wird man auf einer Wanderung müde und ist frustriert über das zu geringe Vorankommen, dann blickt man zurück. So viel ist schon geschafft! So weit ist man schon gelaufen.

Manchmal ist es an der Zeit, dass man sich über das bereits Erreichte freut - und so neues Vertrauen in die eigenen Kräfte gewinnt. Diesen Blick zurück will ich nicht verlernen, die Zufriedenheit nicht vergessen, die mich dabei durchströmt. Dafür muss der Blick weit in den Raum greifen, der einzelne Tag, der mich frustriert hat, fügt sich ein in eine Woche, einen Monat, ein Jahr. Zuerst ist es für mich als modernen Menschen befremdlich, mich von meinen Zielen abzuwenden und rückwärts zu schauen. Meine schwächlichen Rettungsversuche lauten sonst: Das wird schon wieder. Nur nach vorn schauen. Dabei liegt die Lösung oft hinter mir, da nämlich, wo die eigene Kraft eine sichtbare Spur hinterlassen hat.

Für jeden von uns gibt es viel, auf das wir stolz sein können, wenn wir unsere Vergangenheit betrachten. Wir

sind aufgewachsen, haben gelernt und geübt, Fähigkeiten hinzugewonnen. Die wundersamsten davon erscheinen uns ganz alltäglich, obwohl sie es nicht sind. Ich erinnere mich daran, wie es war, als ich noch nicht lesen konnte. Ich drehte als Kind eine Flasche Shampoo in den Händen und bestaunte die seltsamen Muster darauf. Das war Schrift, ein Geheimnis, von dem ich glaubte, es niemals lösen zu können. Heute sitze ich am Computer und füge die geheimnisvollen Schriftzeichen in rasender Geschwindigkeit aneinander, fast so schnell, wie ich spreche. Ich forme Wörter damit, eine Satzmelodie, ich transportiere Gedanken mithilfe dieser Zeichen.

Wundern Sie sich über sich selbst. Das tun wir viel zu selten. Ihre Augen wandern über diese Seite und Sie entschlüsseln ihren Sinn. Es ist erstaunlich, dass Sie das beherrschen. Wussten Sie, dass Sie nicht die einzelnen Buchstaben lesen? Dass Sie vielmehr den Anfang und das Ende eines Wortes im Vorbeirasen ertasten und den Rest mit einer äußerst guten Trefferquote erraten? Probieren Sie es aus:

Selbst wenn die Buchstaben durcheinandergeraten,  
können Sie noch erkennen, um welches Wort es sich  
handelt.

Sie haben auch anderes gemeistert: Kopfrechnen, die Bedeutung der Verkehrszeichen zu verstehen, die Schuhe zu binden, Höflichkeit, die Uhr zu lesen. Würde man alles aufzählen, was Sie seit Kindheitstagen gelernt haben, ergäbe das eine unglaubliche Liste. Sie können stolz sein auf das, was Sie bisher geleistet haben. Staunen Sie ruhig darüber. Und haben Sie Selbstvertrauen. Sie werden auch in der Zukunft vieles lernen und bezwingen.

Aber können das nicht alle?, fragen wir uns. Die Leistungsgesellschaft hat uns beigebracht, dass wir überlegen zu sein haben, um auf uns stolz sein zu können. Dass es nicht genügt, in Ordnung zu sein.

Stellen wir uns Europa als ein Dorf vor. Der Bäcker backt die Brote, weil er das besser kann als jeder andere im Ort. Der Schuhmacher näht die Schuhe. Der Busfahrer bringt die Leute zum Bahnhof, und die Lehrerin bringt den Kindern Englisch bei. Jeder wird gebraucht, denn der Bäcker will Schuhe anziehen, der Schuhmacher Brot essen, die Lehrerin zum Bahnhof fahren und der Busfahrer seine Kinder unterrichten lassen. Jeder tut das, was er am besten kann. Das ist das Bild, das man uns eingepägt hat. Ein zweiter Bauer soll sich gefälligst spezialisieren, eine zweite Lehrerin kann ja Mathe unterrichten. Einen Landstreicher brauchen wir überhaupt nicht.

Aber der Busfahrer ist nicht weniger wert, wenn er im Alter erblindet und nicht mehr hinter dem Steuer sitzen darf. Der Landstreicher hilft den anderen, das Teilen zu lernen. Glauben wir wirklich, nur dann kostbar zu sein, wenn die Gesellschaft uns im Augenblick gut gebrauchen kann? Glauben wir wirklich, unser Wert würde mit unserer Leistung steigen?

Wir sind es gewohnt, uns mit anderen zu vergleichen und so unseren Wert zu bestimmen. Am besten macht man etwas, das kaum ein anderer tut, dann steht man besser da. Ich zum Beispiel schreibe Bücher. Das tut in meiner Nachbarschaft niemand. Ein Blick in die Buchhandlung genügt allerdings, um mir die Flausen wieder aus dem Kopf zu treiben.

Also gar nicht vergleichen? Wie sollen wir da Erfolgserlebnisse feiern? Der Vergleich mit anderen, die schon weitergekommen sind, ist ein Fehler, den uns die Leistungsgesellschaft antrainiert hat. Gesund ist der

Vergleich mit uns selbst - wo wir vor einem Jahr waren, vor fünf Jahren, vor zehn Jahren. Wer würde da nicht lächeln und mutig weiterwandern?



## DER FLÜGELSCHLAG EINER MÜCKE

Hicham Dequiedt überholte einen Lastwagen, als sein Auto plötzlich selbstständig auf 190 Kilometer pro Stunde beschleunigte. Über eine Stunde raste er daraufhin die Autobahn entlang, benutzte die Lichthupe, wick andere Fahrzeuge aus. Es war unmöglich, langsamer zu fahren. Die Bremse reagierte nicht, die Zündung ließ sich nicht ausschalten, denn Dequiedts Auto, ein Renault Vel Satis, wird anstelle eines Schlüssels mittels einer Chipkarte gestartet. Über das Mobiltelefon alarmierte der 29-Jährige die Polizei. Die gab im Radio eine Warnung für alle Fahrer durch. „Ich habe die Angst meines Lebens ausgestanden“, sagte Dequiedt der Französischen Tageszeitung *Le Parisien*. „Ich dachte, mein letztes Stündlein hat geschlagen.“ Erst 200 Kilometer später konnte er den Wagen zum Halten bringen.

Manchmal fühlt sich mein Leben so an. Es besteht darin, mit Tempo 190 über die Autobahn zu brettern und mühevoll den auftauchenden Gefahren auszuweichen, während ich das Steuer umklammert halte, unfähig, die Augen von der Straße zu nehmen.

Aber so will ich nicht leben. Ein guter Test, ob ich zu schnell fahre, ist die Frage, ob ich noch staunen kann. Staunen ist nur möglich, wenn man von Zeit zu Zeit innehält. Hicham Dequiedt hat sicher weder die Landschaft Mittelfrankreichs wahrgenommen, durch die er fuhr, noch interessante Bauwerke, verreisende Familien, Rehe, ein

Sonnenblinzeln durch die Wolkendecke - dafür fuhr er zu schnell.

Man muss gar nicht weit gehen, um etwas Bestaunenswertes zu finden. Ich habe seltsame Knorpel an meinem Kopf, an jeder Seite einen. Sie fangen Geräusche ein, Töne, Worte. Durch einen Tunnel wird der Schall zum Trommelfell geleitet. Es ist unglaublich, was diese Membran alles an die Gehörknöchelchenkette weitergibt! Ich höre den Flügelschlag der Mücke. Wie ein Summen erscheint er mir, weil sie so schnell die Flügelchen bewegt. Im Dunkeln, wenn ich die Mücke nicht sehen kann, höre ich doch, wo sie sich befindet. Das geht nur, weil ich zwei Ohren habe und nicht nur eins.

Ich höre das zarte Streichen eines Pferdehaarbogens auf einer Violinsaite. Ich höre das Zupfen der Basssaite. Ich höre jemanden flüstern. Ich höre Musik - und die Musik macht mich glücklich. Ich höre einen Freund meinen Namen rufen. Ich höre den Wind in den Blättern spielen (mein liebstes Geräusch).

Schnee kann ich hören, am Waldrand, ein feines Klirren, tausendfach: Winzige eisschillernde Schneekristalle rauschen auf Äste, Büsche und Vorjahresgras herunter, treiben übereinander, setzen sich fest. Einige Wochen später, im Frühjahr, kauere ich vor einem Ameisenhaufen und höre das Knistern der vielen Beinchen.

Auf einen Klang warte ich noch. Es gibt Radiomoderatoren, deren Stimme uns beeindruckt; wenn sie reden, laufen uns wohlige Schauer über den Rücken. Aber die Stimme, auf die ich warte, wird viel mehr als das tun. Ich stelle sie mir warm vor, tief und seltsam vertraut. Gottes Stimme.

Vielleicht ist es gar nicht so entscheidend, was Gott mir als Erstes sagt, wenn ich meinen Fuß auf den Boden der

neuen Welt setze. Vielleicht ist es einfach der Klang seiner Stimme, der mich weinen machen wird vor Glück.

## **GEDICHTE, MÜHLEN UND VERLASSENE BAHNWÄRTERHÄUSER**

Ich bin ein Mensch, der die Zeit sekundenweise zusammenklaubt. Auf dem Heimweg krame ich den Haustürschlüssel schon im Laufen heraus, um nicht vor der Tür damit Zeit zu vergeuden. Ich überquere die Straße schräg, kürze Ecken ab, um einige Meter einzusparen. Mit pochendem Gewissen gehe ich bei Rot über die Ampel – zuvor ein kurzer Blick, ob Kinder in der Nähe sind –, meine Schritte greifen weit. Mein Gang ist der eines gehetzten Großstädtlers, gleichgültig, ob es einen Termin einzuhalten gilt oder nicht. Oft verlasse ich das Haus mit einem Honigbrot in der Hand, das ich unterwegs verspeise. Ich knöpfe den Mantel erst auf der Straße zu und haste voran, um einen Bus nicht zu verpassen.

Dabei müsste ich es besser wissen. So oft schon habe ich gelernt: Wege sind herrlich! Sie gehören zu den schönsten Erfahrungen auf dieser Erde. Vergangene Woche beispielsweise war ich in einer dörflichen Gegend unterwegs, und der Bus, der mich zum Zielort bringen sollte, bog anders ab als erwartet. Ich musste aussteigen und den Rest des Weges über die Felder laufen. Passenderweise trug ich im Rucksack zehn schwere Bücher, obendrein ein neues DSL-Modem, mit dessen Hilfe ich, so hatte ich dem Verlag versprochen, am Nachmittag ein Romanmanuskript schicken würde. Aber was half es? Rennen war nicht möglich, voll bepackt, wie ich war.

Ich sah die schönsten Feldwege. Sanft geschwungene Hügel und herbstliche Waldränder machten mich glücklich. Ich atmete frische Landluft. Ich entdeckte einen Apfelbaum und mit ihm saftig-knackige Wegzehrung. Ich schüttete Gott auf friedliche Weise mein Herz aus, etwas, das sonst an diesem Tag - was sage ich, in dieser Woche - nicht stattgefunden hätte.

Seltsam, dass diese Lektion so schwer zu erlernen ist. Immer wieder muss ich darauf gestoßen werden. In Berlin gab eine S-Bahn den Geist auf, wir mussten entlang der Gleise zur nächsten Station wandern - genau die Ruhepause im hektischen Tagesablauf, die ich brauchte.

Es gibt Menschen, die nicht wie ich falsch abbiegende Landbusse oder defekte S-Bahnen brauchen. Menschen, die wissen, was eine zurückzulegende Strecke an Möglichkeiten bietet. Mein Freund Sören zählt zu ihnen. Sören ist Harfner, wir reisen oft gemeinsam zu Lesungen, die er auf seinem Instrument begleitet. Ich plädiere für die Autobahn, er bleibt stur: „Wir treffen uns zwei Stunden früher und fahren die Landstraße. Und ich bringe noch einen Freund mit, du wirst sehen, es wird gut.“

Es wurde gut. Wir wechselten uns ab damit, Gedichte zu rezitieren, zeigten uns Mühlen und verlassene Bahnwärterhäuser - Sören: „So ein Bahnwärterhaus will ich mir eines Tages kaufen“ -, wir sinnierten, lachten, und am ganzen Lesungsausflug war die Fahrt das Beste.

Was für kurze Wege gilt, gilt für lange Reisen genauso. Der englische Autor Gilbert K. Chesterton schrieb in seinem Buch *Ketzer*: „Es ist zweifellos ein begeisterndes Gefühl, in einem Motorwagen durch die Welt zu sausen und Arabien als einen Sandwirbel, China als ein vorüberhuschendes Reisfeld zu erleben. Aber Arabien ist kein Sandwirbel, und China ist kein vorüberhuschendes Reisfeld. Beides sind alte Zivilisationen mit eigentümlichen

Vorzügen, die wie Schätze in ihnen vergraben liegen. Wenn wir sie verstehen wollen, dann dürfen wir nicht als Touristen oder Ermittler kommen, sondern müssen die Treuherzigkeit von Kindern und die unendliche Geduld von Dichtern mitbringen.“

Geduld für den Weg. Etwas, das wir auch im Zeitalter der Überschallflugzeuge nicht vergessen sollten.